

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Inhalt

| | |
|----------|---|
| Seite 1 | „Die Geschichte ist immer wichtiger als der Job“ |
| Seite 13 | Erst Dynamit, dann Worte (Spiegel Online) |
| Seite 15 | Zwischen den Fronten (Spiegel Online) |
| Seite 18 | “Now It’s Turned Out to Be a War” (www.newyorker.com) |

„Die Geschichte ist immer wichtiger als der Job“

Als im Osten Libyens die Revolution begann, ist Jonathan Stock hingefahren. Einfach so, auf eigene Faust – und wurde über Nacht zum Kriegsreporter. Wurde von Spiegel Online angestellt und wieder gefeuert, als er eigenmächtig in den Norden Syriens reiste. Hier erzählt er von der Achterbahnfahrt der vergangenen Monate, vom Sog des Verbotenen und der befreienden Kraft einer Kündigung, von der Angst im Kugelhagel und den Schwanzvergleichen unter Kriegsreportern, von der Intensität des Lebens in einer belagerten Stadt und der Leichtigkeit des Schreibens über den Krieg

RF: Lieber Jonathan Stock, ich fasse mal kurz die turbulenten Ereignisse der vergangenen Monate zusammen. Ende Februar war Ihr letzter Tag als Redakteur bei Geo Epoche. Kurz darauf sind Sie auf eigene Faust nach Bengasi, Libyen, gefahren und wurden prompt von Spiegel Online als Reporter angestellt. Sie haben aus Bengasi berichtet, und einige Wochen später auch aus dem von Gaddafi-Truppen eingeschlossenen Misurata. Anfang Juni sind Sie undercover nach Syrien eingereist, gerade als dort Regierungstruppen gegen aufständische Dörfer vorgingen – entgegen der ausdrücklichen Weisung Ihrer Redaktion, nicht nach Syrien zu fahren. Sie wurden fristlos entlassen. Ihr Artikel über Syrien erschien wenig später auf der Website des New Yorker. – Wie geht es Ihnen nach alldem?

Stock: Gut. Sehr gut. Mir war klar, dass es beim Spiegel auf eine Kündigung hinausläuft, wenn ich nach Syrien fahre. Davor hatte ich Angst. Aber als es dann so weit war, war alles total ok. Der Horizont öffnet sich, der Wind weht wieder, und schon beginnt man, über neue Themen nachzudenken. Erst dachte ich:

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Morgen, an meinem ersten Tag als Arbeitsloser, geht die Welt unter. Und dann bin ich aufgewacht und sie war noch da. Ein sehr befreiendes Gefühl.

RF: Nicht jeden Redakteur eines Geschichtsmagazins zieht es in den Granathagel.

Stock: Mich auch nicht. Ich bin nach Libyen gefahren, als dort die Revolution begann, und bin heimgekehrt aus einem Krieg. Mir ging es wie dem Frosch, der im Wasser sitzen bleibt, weil es ganz allmählich erhitzt wird.

RF: Was hat Sie gereizt, nach Libyen zu fahren?

Stock: Am Anfang war es Neugier, Abenteuerlust und Ehrgeiz. Dann kommt noch etwas hinzu, was ich nicht so richtig beschreiben kann, eine Art Sog. Bergsteiger kennen den auch. Die müssen auf einen bestimmten Berg klettern, und wissen nicht warum. Manchmal reichen nur ein paar Worte, um diesen Sog auszulösen, dann weiß ich: Das ist es, das muss jetzt sein.

Ich wusste vorher nichts über Libyen. Aber dann ist man dort und plötzlich läuft einem Ahmed Al-Zubair Al-Senusi über den Weg, Verwandter des Königs, politischer Gefangener, 31 Jahre im Knast, länger als Nelson Mandela. Jetzt ist er 77 und mischt wieder bei den Rebellen mit. Das ist doch sowas von irre. Und schon will man verstehen und wissen und schreiben. So wurde aus der Abenteuerlust dann irgendwann politisches Interesse.

Vielleicht hat jeder Journalist einmal im Leben Gelegenheit, Zeuge einer Revolution zu werden. Zu begreifen: Dass die Macht tatsächlich auf der Straße liegt. Dass Institutionen nicht naturgegeben sind, sondern auf einem Gesellschaftsvertrag beruhen – der kündbar ist. Beschließen die Menschen, die Kasernen zu stürmen und die Polizeistationen abzufackeln, dann kann kein Staat, kein Politiker sie aufhalten. Ich konnte in Libyen miterleben, wie Demokratie entstehen kann. Womit wir wieder bei Geo Epoche sind. Dort habe ich ja genau das gemacht: historische Ereignisse zu beschreiben.

RF: Wie entstand ganz konkret der Gedanke, nach Libyen auszubrechen?

Stock: Einige Tage nach meiner Kündigung bei Geo Epoche habe ich bei einem Freund Nudeln gegessen. Er fragte mich: Warum bist du eigentlich nicht in Libyen? Ich meinte: Stimmt, warum eigentlich nicht? Ich hab mir dann 1000 Euro von meiner Mitbewohnerin geliehen und bin am nächsten Tag nach Kairo geflogen, von da aus mit einem Taxi an die Grenze. Ich dachte, das muss jetzt schnell gehen, bevor der große Run losgeht und sich Hunderte Journalisten die Füße platt treten.

RF: War die Einreise schwierig?

Stock: Im Gegenteil: Die Grenze im Osten stand weit offen. Auf der ägyptischen Seite herrschte noch die übliche Bürokratie. Und hinter der Grenze war Karneval. Am Straßenrand standen jubelnde Rebellen, die einen durchwinkten und sich freuten, dass man kam. In Bengasi waren die Studenten auf den Straßen und haben den Verkehr geregelt, Anwälte haben eine Regierung gebildet, es war einfach eine Feier, eine ganz große Feier.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

RF: Und dann kamen die Panzer.

Stock: Genau. Wobei man das alles nie wirklich mitbekommen hat. Es gab ständig Gerüchte, unendlich viele Gerüchte. Dass Bengasi gerade eingekesselt wird. Dass die Rebellen nach Tripolis unterwegs sind. Total verquere Geschichten. Viele Reporter da, die schon einiges gesehen haben, meinten: Sie hätten selten so viele Falschinformationen in so kurzer Zeit bekommen. Und dann ist die versammelte Weltpresse tatsächlich einmal abgehauen, nach Tobruk.

RF: Warum?

Stock: Im Grunde genommen lag es an Jon Lee Anderson, dem Kriegsreporter des New Yorker. Es war ein Mittwoch. Es gab eine Pressekonferenz des Übergangsrates. Tenor: Alles unter Kontrolle. Da ist er aufgestanden und hat gesagt: „Nichts ist unter Kontrolle. Das ist jetzt wirklich gefährlich hier. Wir müssen raus aus der Stadt.“ Das hat natürlich Eindruck gemacht. Wenn Jon Lee Anderson das sagt, ein gestandener, eisenharter Kriegsreporter. Der ja nun jeden Konflikt der letzten 30 Jahre mitbekommen hat.

Und dann hieß es: Jetzt aber los, und es sind tatsächlich fast alle nach Tobruk gefahren, ein Stadt nicht weit von Ägypten, die galt als sicher. Nur einer kam nicht: Jon Lee Anderson. Er blieb in Bengasi. Als den Kollegen das klar wurde, waren viele sauer auf ihn und meinten, der hat uns verarscht, der will die Geschichte für sich allein haben. Die Hauptstadt der Rebellen, von Gaddafis Panzern erobert – klar, irre Story, und die hätte er exklusiv aufschreiben können.

RF: War es eine bewusste Finte?

Stock: Ich denke schon. Ich bin am nächsten Tag, Donnerstag also, zurück nach Tobruk. Das Hotel, eben noch mit Journalisten überfüllt, war komplett verlassen, Anderson saß barfuß in seinem Zimmer und skypte über Satellitentelefon mit einer Freundin. Er sagte einfach: „I didn't feel like going.“

RF: Am Samstag waren die Panzer dann in der Stadt.

Stock: Genau. Inzwischen waren etliche Kollegen wieder zurück in Bengasi. In so einer Situation wird dann vieles gemeinsam entschieden. Sollen wir jetzt noch raus oder lieber da bleiben? Am Ende richtet man sich nach den alten Hasen, Anderson, oder Anthony Lloyd von der London Times. Die meinten: Erstens wissen wir nicht, ob die Stadt schon eingekreist ist und wir bei der Flucht mitten in die Panzer hineinfahren. Zweitens: In diesem Chaos die Check-Points zu passieren, die besetzt sind mit aufgeregten Rebellen - das wäre viel zu gefährlich. Ich fand das plausibel. Viele sind also erstmal da geblieben und haben sich eingerichtet auf den Angriff.

Absurde Szenen: Ein Kollege vom holländischen Fernsehen hat erst live vom Hotel-Balkon berichtet und dann seine Schutzweste angelegt und die Gaddafi-Devotionalien ausgepackt, die er vorher in Tripolis eingekauft hatte, das „Grüne Buch“, Gaddafi-Uhren, das wollte er vorzeigen, wenn das Hotel gestürmt würde.

Am Ende wehrten die Rebellen den ersten Angriff ab und am nächsten Morgen kamen die französischen Kampfflugzeuge und haben die Panzer bombardiert.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Ab da war eigentlich klar, dass nichts mehr passieren kann, außer Attentate in der Stadt selbst.

RF: Wie war die Situation in Bengasi während des Angriffs?

Stock: Die Euphorie war weg, die Stimmung begann zu kippen. Überall wurden Barrikaden aufgebaut. Ein Flugzeug wurde abgeschossen und stürzte auf die Stadt. Die alten Fronten brachen wieder auf, denn natürlich gab es in Bengasi noch immer Gaddafi-Anhänger. Ich habe die meiste Zeit gearbeitet, gefilmt, ein Interview mit dem Rebellenführer Fateh Terbel geführt, der jetzt ja mit seiner Exekution rechnen musste. Ich war zu beschäftigt, um Angst zu haben. Die Angst kam später, als alles vorbei war.

RF: Über was haben Sie in Bengasi berichtet?

Stock: Einen Mann werde ich nie vergessen. Der lief schweigend durch die Straßen und hielt ein Bild von seinem Sohn hoch, den ganzen Tag. Der Sohn war von Gaddafis Geheimpolizei gefoltert worden und starb im berüchtigten Abu Salim Gefängnis in Tripolis. Er war froh, dass er das endlich zeigen konnte. Ansonsten habe ich viel über die Jugendlichen gemacht, die auf einmal in diesem Krieg waren, und ja vorher eigentlich nichts anderes kannten als Gaddafi. Es war erschreckend zu beobachten, wie sie das Gelernte immer wieder neu anwendeten, sei es Propaganda oder die Bestrafung an Gefangenen. Das Erschreckendste war aber diese Lust am Krieg.

RF: Was meinen Sie damit?

Stock: Naja, die meisten Teenager waren einfach heiß drauf, sich zu beweisen. Gerade für viele junge, frustrierte, arbeitslose, unverheiratete Männer übte die Front fast schon eine Art sexuelle Anziehungskraft aus. Und die Gewalt dort kann man vielleicht ein paar Tage unbeschadet überstehen, aber irgendwann verroht sie einen zwangsläufig. Da entsteht jetzt eine junge, traumatisierte Kriegsgeneration, die später mal ein Land führen soll.

RF: Haben Sie selbst es gemocht, das Kriegsgefühl? Das Adrenalin, die Konzentration, die Gefahr?

Stock: Ich denke schon. Krieg ist furchtbar. Ohne jedes Aber. Gerät man nur in die Nähe einer Kampfhandlung, ist da nur noch Angst und ein mächtiger Fluchtreflex: sofort weg zu wollen, sofort. Und man ärgert sich maßlos darüber, an diesem verdammten Ort zu sein. Mann, mit einem Bein zurück zu kommen, wegen so einer Scheiße, das ist es echt nicht wert, dachte ich dann oft.

Andererseits – für einen Journalisten sind solche Krisensituationen natürlich perfekt. Zynisch gesehen. Es passiert ständig etwas. Du musst nur aufschreiben, was du siehst. Du musst nicht mal besonders gut schreiben können. Du musst nie erklären, warum der Artikel wichtig ist, er ist immer relevant. Du stolperst ständig über Geschichten, unglaubliche Geschichten. Die Menschen haben ein Bedürfnis, dir alles aus ihrem Leben zu erzählen, weil sie wollen, dass die Welt von ihnen erfährt. Und bei allem, was du tust, hast du auch noch das Gefühl, etwas Gutes zu tun.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Ganz ehrlich: Die historischen Rekonstruktionen, die ich bei Geo Epoche geschrieben haben, waren journalistisch anspruchsvoller. Psychisch und sogar körperlich anstrengender. Es ist komplizierter, einen Epoche-Artikel über das Wiener Kulturleben um 1900 zu schreiben als einen Artikel über Scharfschützen in Misurata. Aber das Erleben ist halt ein anderes. Ich weiß nicht, wo es das sonst gibt.

RF: Sind viele junge Journalisten wie Sie auf eigene Faust nach Libyen gereist?

Stock: Außer zwei, drei Amis ist mir am Anfang niemand begegnet. Was mich gewundert hat. Ein historischer Augenblick. Gaddafi. Die Revolution. Ein Flug nach Kairo, eine Autofahrt, und schon wäre man da gewesen. Gut, vor Ort wird es dann leicht teuer. Die Hotels, die Übersetzer. Aber ich glaube, für die meisten freien Journalisten hätte es sich gerechnet.

RF: Anfang März sind Sie zurück nach Deutschland, haben Ihren Vertrag bei Spiegel Online unterschrieben, und sind gleich am nächsten Tag zurück geflogen nach Libyen. Anfang April dann in das von Gaddafi-Truppen belagerte Misurata gefahren. Wie sind Sie dorthin gekommen?

Stock: Mit einem Fischerboot ab Malta. Es transportierte Lebensmittel und Medikamente nach Misurata und nahm immer wieder Journalisten mit. Der Kapitän stammte aus Misurata, ein mutiger Mann, es war seine fünfte Tour, er wusste also, was er machte. Klar gab es ein Restrisiko: Der Hafen von Misurata wurde mehrfach mit Grad-Raketen beschossen. Aber: Die Raketen sind sehr ungenau. Wir hätten schon viel Pech haben müssen, dass eine Rakete genau unser Boot erwischt.

RF: Wie fühlt es sich an, das Leben in einer belagerten Stadt?

Stock: Das Leben läuft weiter wie unter einem Brennglas. Auf einmal fragt sich jeder, was eigentlich wichtig ist, seine Familie, seine Freunde, er selbst. Das kann sehr schön sein. Nachbarschaftsstreitigkeiten werden begraben, die Hilfsbereitschaft ist gigantisch. Die Leute stehen stundenlang in einer Schlange an, um Brot zu kaufen, und wollen einem dann die letzte Scheibe schenken. Alles ist intensiver. Die Freude ist intensiver, die Trauer ist intensiver. Es ist wie ein Drogentrip. Sowas kann, glaube ich, leicht süchtig machen. Ich habe in Misurata sicher jeden Tag einmal geweint, und habe jeden Tag mehrmals gelacht.

RF: Wann haben Sie geweint?

Stock: In Misurata haben viele Journalisten in einer Art Bungalow-Anlage gewohnt, für Mitarbeiter großer Firmen. Ebenfalls untergebracht waren dort Flüchtlinge aus den besetzten Stadtteilen, darunter auch viele Kinder. An einem Tag haben die noch mit uns Schießen gespielt, am nächsten Tag, schlug eine Mörserrakete in den Hof ein. Der Fotograf und ich waren vielleicht 30 Meter entfernt. Der Fotograf ist hingelaufen, ich bin weggelaufen. Als ich später in den Hof kam, war da nur noch eine Blutlache. Später wollte uns der Vater eines der Jungen sehen, er saß da mit glasigen Augen und meinte nur: Mein Kind ist gestorben. Und hat uns angegrinst.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

RF: Haben Sie darüber geschrieben?

Stock: Nein. Ich habe es in einem Absatz erwähnt. Ich wusste wirklich nicht, wie ich das aufschreiben sollte. Sonst fragt man sich ja immer: Sind meine Szenen stark genug? Hier war das Problem genau andersherum. Ich dachte: Das ist zu krass, das kannst du nicht schreiben.

RF: Welches war die bemerkenswerteste Geschichte, die Sie in Misurata erlebt haben?

Stock: Die Geschichte von dem Fleischer und seiner Familie, die drei Wochen in einem Haus zwischen den Fronten gelebt haben. Dort, wo die Scharfschützen saßen. Als ich davon hörte, dachte ich: Das kann nicht sein, das hat er sich komplett ausgedacht, drei Wochen lang festsitzen zwischen Gaddafi und den Rebellen. Er hat sich befreit, indem er sich und seinen Angehörigen schlammfarbene Bettlake übergezogen, und dann haben sich alle eines Nachts ganz langsam aus dem Haus geschlichen. Völlig verrückt.

RF: Haben Sie überprüft, ob die Story stimmt?

Stock: Es gab Nachbarn, Zeugen, und Marcel Mettelsiefen, der Fotograf, und ich haben die Familie über drei Tage besucht und stundenlang getrennt interviewt, auch die Kinder. Klar, es hätte immer noch gelogen sein können. Aber das war alles so konsistent und komplex, da hätte man schon Hollywood-Drehbuchschreiber sein müssen, um sich sowas auszudenken. Und der Mann war Schlachter. Außerdem wollte er gar nichts von uns, der war glücklich seine Ruhe zu haben und hatte eher Angst um seine Verwandten in Tripolis, wenn das rauskommt. Solche Geschichten haben mich am meisten berührt: Von einfachen Leuten, die unverschuldet plötzlich in so etwas Großes hineingeraten.

RF: War es gefährlich, in Misurata zu arbeiten?

Stock: Ja, auf jeden Fall. Aber Gefahr ist immer eine Grauzone. Hier die Tripolis-Street, das Zentrum der Kampfhandlungen, dort Stadtviertel, wo man Cappuccino trinken konnte. Man konnte zum Teil Block für Block abschätzen, wie gefährlich es war. Da sind die Scharfschützen, da vorn gehen Mörser runter, hier erreichen dich vielleicht noch die Splitter. Aber einen Tag später konnte es schon wieder ganz anders sein.

Als Schreiber hat man es viel einfacher als die Fotografen. Man muss nicht dabei sein, wenn etwas passiert. Man muss nicht an die Front. Die Front verändert sich höchstens geografisch, aber die Leute machen meist immer dasselbe - schießen. Die spannendsten Geschichten für mich als Schreiber spielen hinter der Front.

RF: Wie haben sich die anderen Reporter geschützt?

Im angelsächsischen Raum gibt es dafür Richtlinien, etwa die „High Risk Guidelines“ bei der BBC. Dazu gehören vorgeschriebene Sicherheits- oder Erste-Hilfe-Kurse, Briefings, Schutzwestenkontrollen. Das gibt es in Deutschland höchstens beim Fernsehen, aber nicht beim Print.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Bei CNN, BBC und New York Times fährt neben Fotograf und Schreiber meist auch ein Dritter mit, ein so genannter „Safety Advisor“, meist ein ehemaliger Soldat oder Söldner, der nur für die Sicherheit zuständig ist. Der auch die Autorität haben kann, bestimmte Entscheidungen zu verbieten. Das finde ich eine interessante Idee, denn die Redaktion zu Hause kann die Lage nur schwer einschätzen.

Da kommt etwa eine Reuters-Meldung rein, die in Deutschland für Aufregung sorgt. Aber der Mann von Reuters sitzt neben dir und du weißt: Er weiß genau so wenig wie du. Einmal sollten wir aus Misurata ein Bild schicken, es gab technische Probleme, da meinte ein Bild-Redakteur: Brennen Sie es halt auf CD und geben Sie es einem Kollegen mit, der als nächstes nach Hamburg fliegt. Dabei hatte die Stadt nicht mal Strom, geschweige denn ein Internetcafé oder einen Flughafen.

RF: Gibt es Themen, auf die sich alle stürzen?

Stock: In Misurata sind alle eine Woche lang über die Reste von Streumunition gestolpert. Plötzlich hat die New York Times groß berichtet: Gaddafi setzt geächtete Cluster-Bombs ein. Dann ist es ein Thema, und jede Redaktion will so eine Geschichte.

Das Schöne in Libyen war: Es gab gleiche Bedingungen für alle. Keiner hatte Büros, Kontakte, Stringer, das Land war ja 42 Jahre mehr oder weniger abgeschottet. Die New York Times-Leute waren genauso hilflos wie man selbst und haben genauso gerätselt, wo jetzt dieser Übergangsrat sitzt, was gerade passiert. Am Anfang konnte jeder einen Scoop landen. Jetzt ist es schwerer geworden.

RF: Wie sind Sie mit der Überforderung, dem Stress, der Müdigkeit umgegangen?

Stock: Ich war am Ende so müde, dass ich während der Gespräche abgeschaltet habe und gar nicht mehr richtig mitbekommen habe, was mir die Leute eigentlich erzählen. Ich hab dann tagsüber ein Aufnahmegerät laufen lassen und das nachts abgehört.

Und ich hatte das Problem, dass mir die Maßstäbe verloren gingen. Dass ich nach ein paar Wochen nicht mehr wusste, was jetzt noch interessant und spannend ist. Zum Beispiel in Bengasi, nach dem Raketenangriff der Franzosen auf die Panzer. Als wir dort am nächsten Morgen hinkamen, war es schon eine Attraktion, Familien besuchten die Trümmer und picknickten dort. Als ob sie sich beim Frühstück gefragt hätten: Was machen wir heute, sollen wir in den Zoo oder uns die Panzer anschauen? Ich bin da entlanggelaufen, kilometerweit an diesen Panzern, und habe gedacht: Na ja, schön und gut, aber wen interessiert das? Das ist doch keine Geschichte.

RF: Jetzt, wo eh alle kaputt sind.

Stock: Genau. Und am nächsten Tag war es natürlich in allen Zeitungen. Das ist dann der Moment, an dem man nach Hause fahren muss, um den Blick wieder klar zu bekommen.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

RF: Irgendwer hat kürzlich gesagt: Sie sind traumatisiert. Sie sind nach Syrien gefahren, weil Sie die Gewalterfahrungen in Libyen nicht verkräftet hätten. Weil Sie, eben, süchtig sind nach dem Kick der Gefahr. Sie bräuchten keine neue Aufträge, sondern einen Psychologen.

Stock: Klar verändert das einen. Wäre komisch, wenn nicht. Wenn man das erste Mal erlebt, wie sich Menschen beschießen. Wie einem junge Leute erzählen, dass Sie bereit sind, für die Freiheit zu sterben und zwei Tage später tot sind. Das ist eine Erfahrung, für die ich vorher keine Schublade hatte, um sie einzuordnen. Das hinterlässt Narben.

Nach meiner Rückkehr aus Libyen haben mich viele Freunde gefragt, ob ich jetzt schlecht schlafe. Ich habe aber meist sehr gut geschlafen, und da waren die beruhigt. Aber man verarbeitet einen Krieg nicht nur im Schlaf. Stattdessen erschien mir tagsüber das Leben in Deutschland blass und leer. Wie in Platons Höhlengleichnis: Ich hatte den Eindruck, hier sehe ich nur die Schatten an einer Wand, und draußen ist das pralle Leben. Das hat sich zum Glück nach einigen Wochen wieder gelegt.

Was psychologische Hilfe angeht: Da sollte, glaube ich, die ganze Branche professioneller werden. Alle Journalisten sollten nach solchen Erfahrungen zumindest einmal zum Psychologen gehen. Andererseits darf man das jetzt auch nicht überhöhen. Ich habe meinen Zivildienst hier in Hamburg als Rettungssanitäter gemacht, da erlebt man ähnliche Geschichten. Meine Freundin arbeitet im Krankenhaus, dort wird jeden Tag gestorben. Und die Ärzte sind dabei nicht nur Beobachter wie wir, sondern unmittelbar verantwortlich.

RF: Sie sind vielen erfahrenen Kriegsreportern begegnet. Den Cowboys unter den Journalisten. Wie gehen die miteinander um?

Stock: Es gibt eine Clique von vielleicht 100 Reportern, die von einem Krisenherd zum nächsten jagen. Wenn die sich treffen, erinnert das an ein Pfadfinderlager. Abends sitzen sie ums Feuer und erzählen ihre Heldengeschichten. Wo warst du, wie nah warst du dran, was hast du erlebt? Wie kleine Jungs: Wer klettert auf den höchsten Ast? Ich möchte keinem böse Absichten unterstellen, die schreiben ganz toll und können die Lage intellektuell ganz anders durchdringen als ich. Aber diese, pardon, Schwanzvergleiche, nerven dann doch. Auch wenn ich natürlich mitgemacht habe.

Immer gibt es ein Code-Wort. In Libyen war das eine Weile „Ras Lanuf“. Dort waren die Kämpfe besonders heftig, dort sind die Raketen direkt neben dem Auto eingeschlagen. Wer abends sagte: Er war in Ras Lanuf, der gehörte dazu. Später war es Misurata. Ich habe viele getroffen, die richtig bedauert haben, dass sie nicht in Misurata waren. Die sagten: Schade, habe ich verpasst. Da geht es dann nicht mehr um die Geschichte. Sondern darum, dabei gewesen zu sein. In Misurata kamen Journalisten mit glänzenden Augen zurück von der Tripolis-Street. Weil da geschossen wurde, weil es gefährlich war. Kriegsberichterstattung wird ja schnell philosophisch verklärt: Man will Geschichten von den Menschen erzählen, man will aufklären. Es ist aber auch dieser Kick.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

RF: Der berühmteste Tote von Misurata ist Tim Hetherington, der altgediente Kriegsphotograf. Er wurde auf der Tripolis-Street von einer Granate getroffen. Warum musste er sterben?

Stock: Ich kannte ihn nicht und war auch nicht dabei, mein Urteil ist deshalb wenig wert. Ich hätte mich wie Hetherington, ohne Schutzweste und ohne Helm, nie auf die Tripolis-Street getraut, dem gefährlichsten Ort Misuratas. Ich hätte mich auch mit Schutzweste nicht auf die Tripolis-Street getraut, das war vorderste Front, da wurde ständig geschossen, mit Mörsern, mit Panzerfäusten, ich war in einer Nebenstraße und habe mir schon fast in die Hosen gemacht, als die Streumunition auf's Dach flog. Aber Hetherington war Fotograf, und für ihn gelten andere Regeln. Wer so intensive Bilder macht, der kalkuliert auch das Risiko des Sterbens mit ein.

RF: Und dann waren Sie auf dem besten Weg, ein Spiegel Online-Kriegskorrespondent zu werden, als Sie, entgegen des strikten Verbotes Ihres Chefs, nach Syrien eingereist sind. Wie kam es dazu?

Stock: Ich bin in die Türkei gefahren, um über syrische Flüchtlinge zu berichten, und hatte mir vorher ein Touristenvisum für Syrien besorgt. Die Recherche war frustrierend. Man kam damals nur schwer an die Flüchtlinge heran, die waren noch abgeschottet von der türkischen Polizei. Und selbst wenn: Wie glaubwürdig waren die? In jedem Artikel über Syrien stand: Es lässt sich nicht nachprüfen, es gibt keine unabhängigen Quellen. Dieser ständige Hauch des Zweifels dabei, der hat mich genervt.

RF: Gab es für Ihre Einreise wieder dieses Motiv: Neugier und Nervenkitzel?

Stock: Es gab eine ganze Reihe von Gründen. Klar lockte das Verbotene. Aber ich wollte auch wissen, was dort los war. Und ich habe mich über Assad geärgert. Der stellt sich hin und sagt: Ich lass keine Journalisten rein. Und die meisten Redaktionen halten sich dran. Das kann doch nicht sein! Und dann stand ich an der Grenze und hatte das Visum und wusste, dahinter passiert alles. Also bin ich rübergefahren.

RF: Hatten Sie den Eindruck, Sie gehen ein großes Risiko ein?

Stock: Nein. Ich hatte die Situation drei Wochen lang beobachtet. Ich hatte mit mehreren Leuten gesprochen, die in Syrien waren und sich auskennen. Ich hatte ohne Probleme ein Touristenvisum bekommen. Jürgen Todenhöfer, gemeinsam mit einer Kamerafrau, war eben noch da gewesen, ist herumgelaufen wie eine Leuchtrakete und hat auf der Straße gefragt: „Wo geht es denn hier zur Revolution?“ An der Grenze haben sie mich sofort reingelassen. Das alles waren Indizien, dass ich es auf jeden Fall probieren sollte.

Hinter der Grenze habe ich dann bei Matthias Müller von Blumencron angerufen. Er hat gesagt: Wenn Sie es in der Branche zu etwas bringen wollen, machen Sie das jetzt nicht. Kehren Sie um. Ich habe kurz überlegt, ob ich es in der Branche zu etwas bringen will, und habe dann meinerseits gekündigt.

RF: Warum hat Spiegel Online so strikt reagiert?

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Stock: Weil Sie sich, ganz menschlich, Sorgen um mich gemacht haben. Weil Sie nicht verantwortlich sein wollten, wenn mir etwas passiert. Und zum Dritten ging es natürlich auch um den Ruf des Blattes. Aber in erster Linie habe ich Blumenron als umsichtigen Menschen kennen gelernt, der selbst aus dem Urlaub noch jeden Tag anruft und fragt, wie es einem geht. Der macht sich wirklich Sorgen um einen.

RF: Hadern Sie mit sich?

Stock: Ich kann seine Entscheidung absolut nachvollziehen. Ich hatte danach eine Aussprache mit ihm. Die war, den Umständen entsprechend, freundlich. Er meinte zu Recht, dass es für solche Geschichten ein Vertrauensverhältnis zwischen Redaktion und Autor braucht, ich aber viel zu kurz beim Spiegel gewesen sei, um ein solches Vertrauensverhältnis aufzubauen. Ich glaube, ich hätte an seiner Stelle genauso gehandelt. Ich hätte mich wahrscheinlich selbst hinausgeschmissen.

Aber ich hadere nicht mit mir. Ich glaube, die Geschichte ist immer wichtiger als der Job. Deshalb machen wir das doch, daran erinnern wir uns am Ende. Und solche Geschichten muss man machen, wenn man jung ist. Ich kenne einen Krisenreporter, der eine schwangere Frau zu Hause hat, ein anderer ist zweifacher Familienvater. Das könnte ich nicht. Wenn ich Kinder habe, möchte ich lieber über die Menschen vor meiner Haustür schreiben.

RF: Wie haben Sie in Syrien recherchiert?

Stock: Ich habe den naiven Touristen gegeben, eine Rolle, für die ich mich nicht groß verstellen muss. Dazu hatte ich noch eine Einladung des syrischen Pfadfinderverbandes. Ich bin seit 20 Jahren Pfadfinder, im Zweifel hätte ich mit Überzeugung viel langweiligen Kram erzählen können, das ist wichtig. Aber erstaunlicherweise haben mich die Leute gar nicht so viel gefragt. Weil sie zu sehr mit sich beschäftigt waren, mich nicht einschätzen konnten, oder sogar Angst vor mir hatten. Ich habe in Latakia gesagt, dass ich mich vor den Schießereien fürchte, und dass ich schnell mit meinen Eltern telefonieren will, die machten sich Sorgen. Nachts bin ich zur Busstation gefahren unter dem Vorwand, die Stadt möglichst schnell verlassen zu wollen. So bekam ich die Straßenkämpfe mit.

RF: Wie lief das ab?

Stock: Es war Freitag, ich war gerade einmal ein paar Stunden im Land, man hörte Explosionen, Rauch stieg auf. Ich kannte den Kampfgeruch aus Libyen und habe einen der Umstehenden gefragt: „What’s going on here?“ Er schaute mich verwundert an und meinte: „What do you mean?“ Das war schon sehr originell. Wie bei George Orwell. Es wird geschossen, aber alle sagen: „Nein, hier wird doch gar nicht geschossen, wovon reden Sie?“

Ganz ähnlich auf einer Fahrt nach Damaskus: Ich saß im Bus, wir fuhren an Soldaten vorbei, die sich hinter Sandsäcken verschanzt hatten, und auf einmal zogen alle ihre Vorhänge zu und schauten ganz interessiert den öden Film, der auf den Monitoren lief. Das war Gehirnwäsche live. In Damaskus habe ich einen deutschen Touristen getroffen, der meinte: „Ach, was in den Medien läuft, ist

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

alles nur Schrott, alles easy hier, das einzige Problem ist der Durchfall.“ Der ist voll auf die Propaganda hereingefallen.

Nur einmal war es brenzlig: In Latakia, an der Busstation, wurde mein Rucksack von einem Offiziellen durchsucht und mein Pass überprüft. Ich hatte vorher alles von meinem Computer gelöscht, was irgendwie verdächtig ist. Dennoch: Wenn die etwas hätten finden wollen, hätten sie es gefunden. Sie hätten mich nur googeln müssen, dann wäre ich am Arsch gewesen.

Was hätte mir im schlimmsten Fall passieren können? Vielleicht hätte ich zwei Monate in einem syrischen Gefängnis gesessen. Aber ich wäre nicht gefoltert worden, nicht vergewaltigt worden, und am Ende wäre ich wieder herausgekommen. Selbst so ein Wahnsinniger wie Gaddafi hat ja die Journalisten freigelassen, die in seinen Kerkern saßen. Syrien ist nicht Somalia oder das Darién Gap.

RF: Wie sind Sie die Geschichte dann an den New Yorker losgeworden?

Stock: Ich habe fünf, sechs Sätze aufgeschrieben und sie an Jon Lee Anderson geschickt, der hat sie weitergeleitet, dann hieß es: Ja, schreib das mal auf. Ich habe es also ganz simpel herunter geschrieben, die haben die sprachlichen Fehler korrigiert, dann ist es erschienen.

RF: Wie ist das Stück dort angekommen?

Stock: Anderson meinte, vom Ton her erinnere es ihn an Kapuściński und ob man mehr haben könne. Das ist natürlich übertrieben, aber es hat mich riesig gefreut. Nachdem ich seine E-Mail bekommen hatte, musste ich zum Arbeitsamt. Der Gang fiel mir plötzlich viel leichter.

RF: Es ist ein sehr flaneurhafter Text geworden, notgedrungen frei von tiefergehenden Recherchen. Ist er das Risiko wert, das Sie auf sich genommen haben?

Stock: Naja, flaneurhaft, ich weiß nicht. Dieser Ich-Stil ist ja im Englischen nichts Ungewöhnliches. Bei uns darf man das meist nur, wenn man gleich seine Gefühle dazuschreibt, bei den Angelsachsen dient es ganz einfach zur Authentifizierung der Geschichte. Der Mann hat das und das gesagt, weil ich ihn getroffen habe. Im Deutschen muss man dabei immer so rummurksen: „Der Reporter...“ oder auch gerne: „Wer wissen will, warum xy, muss Herrn z fragen...“ Schrecklich.

Ob es das Risiko wert war? Auf jeden Fall. Immerhin habe ich ja direkt mitbekommen, wie die Milizen auf die Zivilbevölkerung geschossen haben, das habe ich sonst von einem Journalisten bisher nicht gelesen. Bei Todenhöfers Artikel in der Zeit ein paar Tage vorher hieß es ja eher: "Eigentlich alles ganz friedlich hier. Und das Essen ist auch lecker.“ Das habe ich eben ganz anders erlebt.

Aber klar, mein Artikel war keine tiefeschürfende Analyse. Davon gab es schon viele, Augenzeugenberichte nur eine Handvoll.

RF: Wie geht es jetzt weiter?

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Stock: Ich weiß es nicht. Und das fühlt sich gut an. Man gerät ja schnell von einer Mühle in die nächste. Wie komme ich auf die Henri-Nannen-Schule, wo mache ich meine Praktika, wann bekomme ich einen Pauschalistenvertrag? Dann arbeitet man sich halbtot, bis man einen befristeten Vertrag hat, dann geht es darum, den zu entfristen, und schon ist der ganze Tag voll mit Konferenzen und irgendwelchem anderem komischem Kram. Immer geht es darum, irgendwo anzukommen, und kaum ist man da, will man weiter. Und ich fürchte, dabei vergisst man irgendwann, warum man das eigentlich macht, und die guten Geschichten geraten in den Hintergrund.

Wenn man nichts mehr zu verlieren hat, ist das auch eine Befreiung. Ob mich eine Redaktion einstellt, nach Syrien? Wahrscheinlich finden viele meine Aktion ganz lustig, aber will ein Chefredakteur jemanden in der Redaktion, auf den er sich nicht verlassen kann? Wie auch immer: Jetzt kann ich mich auf's Schreiben konzentrieren. Das finde ich ganz gut.

Vielleicht ändert sich das noch und ich verfluche mich irgendwann. Aber ich habe die letzten Jahre eine Menge Druck und Angst verspürt, Angst zu versagen, es nicht zu schaffen, erfolgreich zu sein. Diese Angst kann nagender sein als die Todesangst in Misurata. Komischerweise wurde diese Angst immer größer, je weiter ich kam. Und die ist jetzt auf einmal weg. Dafür bin ich sehr dankbar.

RF: In welches Krisengebiet fahren Sie als nächstes?

Stock: Erstmal in gar keins. Als nächstes möchte ich über das Internationale Skatgericht in Altenburg berichten. Das finde ich spannend. Wahnsinn gibt es überall.

Vita: Geboren 1983. Trampreise von Eutin nach Indien. Geschichtsstudium in Berlin, Edinburgh und London. Henri-Nannen-Journalistenschule. Redakteur bei Geo Epoche und Spiegel Online. Mitbegründer des Arrabbiata-Preises, der den besten ersten Satz mit drei Tellern Nudeln prämiert.

Die Fragen stellte Ariel Hauptmeier.

Erst Dynamit, dann Worte

Bengasi ist die erste Stadt Libyens, in der die Einwohner die Macht übernommen haben. Während in Tripolis noch gekämpft wird, bereiten die Menschen hier schon die Zeit nach der Revolution vor - und organisieren, was keiner von ihnen wirklich kennt: Demokratie.

Jonathan Stock, Spiegel Online, 27.02.2011

Salem Japer ist ein kleiner Mann mit einer zu großen Hornbrille, aber wenn er spricht, dann läuft den Männern der Rotz aus der Nase, die Frauen weinen und die Kinder fangen an, ihre Handys hochzuhalten, um jedes seiner Worte aufzuzeichnen. Denn Salem Japer mag klein sein, sagen sie, und eine zu große Hornbrille haben, aber wenn er rede, dann rede er mit dem Herzen. Am achten Tag der Revolution, einem Freitag, spricht Salem Japer im Zentrum Bengasis, dort wo der libysche Aufstand begann. Die Menge ist so groß, dass keiner, den man fragt, sich erinnern kann, so viele Menschen in der Stadt gesehen zu haben.

Und erst recht kann sich keiner daran erinnern, dass hier jemals über die Freiheit gesprochen wurde. Denn dafür wäre man ins Gefängnis gekommen in den vergangenen 42 Jahren.

Salem Japer hat oft über die Freiheit gesprochen und er war oft im Gefängnis. Dass er überhaupt noch lebt, liegt wahrscheinlich nur daran, dass er ein Mann Gottes ist und der berühmteste Imam der Stadt. Von seinem Platz auf der Bühne sieht es fast so aus, als ob die ganze Welt aus Menschen besteht, denn hinter der Menge ist nur noch ein Panzer, auf dessen Geschützrohr ein Junge sitzt, ein grauer Himmel und das Meer.

Er sagt, dass diese Revolution gesegnet sei und dass es ihre Revolution sei, und dass es gut sei, dass sie endlich auf die Straße gegangen seien. Denn viel zu lange hätten sie gelitten unter dem Tyrannen und viel zu lange seien sie geduldig geblieben mit ihm, während er ihre Gefängnisse gefüllt, ihre Seelen gefoltert und ihr Blut vergossen habe. 42 Jahre lang.

Als er weiterspricht ist seine Stimme heiser, aber man hört ihn trotzdem noch gut, so leise ist es auf dem Platz. Gaddafi habe das Land zerstört, sagt er. Und was noch schlimmer sei: den Ruf ihres Landes. Und was sie der Welt jetzt zeigen müssten, ist, dass sie einig sind und ihre Freiheit wollen und Demokratie, so wie in anderen Ländern auch. Er redet weiter, und die Leute auf dem Platz strecken ihre Hände in die Höhe und rufen: Allah ist groß. Dann eilen sie zu ihm, und er wird weggedrängt von einer Menge, die noch zwölf Stunden lang ihre Befreiung besingt. "We are all the same" hat jemand auf ein Gebäude am Rande des Platzes mit großen schwarzen Buchstaben geschrieben.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Zwei Stockwerke über der Schrift lehnt ein junger Mann am Fenster, und wenn man fragt, wer er sei, dann sagt er, er heiße Ahmed Sanalla, sei 26 und ein Amateur in Sachen Revolution. Er wisse zwar, wie man ein Polizeigebäude ausbrennt, einen Militärstützpunkt erobert, und aus einem Stuhl, drei Feuerlöschern und einem alten Metallrohr eine Satellitenschüssel ausbalanciert, um Revolutionsnachrichten twittern zu können. Aber viel mehr wisse er dazu auch nicht.

Denn eigentlich ist er seit fünf Jahren Medizinstudent und spielt lieber Basketball. Ahmed war dabei, als die Katiba fiel, das größte Lager des Militärs und der Sitz von Gaddafi, wenn er in der Stadt wohnte. Drinnen, hinter den vier Meter hohen Mauern harrten Tausende von Soldaten aus, mit Flugabwehrgeschützen, Panzern und Granatwerfern. Draußen war eine wütende Stadt mit Fleischermessern und Sprengstoff, das die Männer sonst nur zum Fische fangen benutzen. Ahmed erzählt Geschichten von Jugendlichen, die mit Messern gegen Soldaten liefen, von Bauarbeitern, die ihre Gabelstapler mit Sprengstoff beluden und gegen die Mauern richteten und von einem Sachverwalter, der seinen Kofferraum mit vier Gasflaschen füllte und damit gegen das Haupttor in den Kugelhagel fuhr.

Man möchte die Geschichten gerne als Übertreibungen abtun, aber fährt man zur Katiba - dann stehen da noch die Gabelstapler und das ausgebrannte Auto des Mannes hinter dem Haupttor, und im Krankenhaus liegen die Jugendlichen mit ihren Einschusslöchern, und die bei Bewusstsein sind, zeigen einem die Videos auf ihren Handys. Die Ärzte sagen: Ja, es wurde auch mit Flugabwehrgeschützen auf Menschen geschossen, aber für die hätten sie nicht mehr viel tun können. Ahmed sagt, sie wären lieber gestorben, als ohne Freiheit zu leben.

Als die Mauer fiel, sei er irgendwann hineingelaufen und habe gesehen, wie die Munitionsdepots geplündert wurden, auch AK-47s und Granatenwerfer, für alle Kämpfe, die noch bevorstehen, und dann habe die ganze Stadt gefeiert.

Außer Salwa Bugaigis. Denn die wusste, dass ihr Job jetzt erst anfängt. Salwa Bugaigis ist Anwältin, aber ihre Freunde sagen im Scherz, sie und ihre Familie seien die neuen Gaddafis in der Stadt. Als die Proteste losgingen, wollte sie eigentlich mit ihrem Mann in der Kantine des Gerichts zu Mittag essen. Aber dazu kam es nie.

Denn sie hatte das Gefühl, dass wenn niemand mehr die Stadt regiert, irgendjemand irgendetwas organisieren sollte. Zum Beispiel sich darum zu kümmern, die ganzen Waffen wieder einzusammeln.

Deshalb blieben Salwa und ihr Mann im Gericht, und sie rief ihre Schwester an, die Kiefernorthopädin ist, und ihren Schwager, der Bauingenieur ist, und da sie alle gut reden können und viele einflussreiche Leute kennen, haben sie diese Stadt irgendwie organisiert. 14 Komitees haben sie als Übergangsregierung der Stadt gegründet, für die Banken und Krankenhäuser, für die Schulen und für das Militär. Wenn man Salwa

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

erwidert, dass man eine Stadt wohl kaum mit Komitees regieren kann, dann lächelt sie nur, und das soll wohl heißen: doch. Wenn sie gefragt wird, wer denn jetzt verantwortlich sei, dann sagt sie: die Leute.

Denn die Leute brachten tatsächlich ihre Waffen zurück in die Moschee und in das provisorische Rathaus, wenn auch bestimmt nicht alle, sagt Salwa. Sie stellten sich um ihre Banken, als es hieß, dass Gadaffi Truppen schicken würde, um sich das Geld zu holen. Denn das Geld gehöre ja nicht Gadaffi, sondern ihnen. Wenn man durch die Straßen geht, sieht man die Leute, wie sie umsonst Essen und Getränke verteilen und von einem vereinten Libyen reden und von einer Verfassung und davon, dass ihr Land wieder groß werden kann. Ein paar hundert Studenten regeln den Verkehr in der Nacht und sagen, dass man früher keinem Wildfremden geholfen habe, jetzt aber schon. Und dass früher, als die Polizei noch da war, viel mehr Verbrechen passiert seien, als jetzt.

Es ist ein Rausch, von dem die Stadt erst langsam runterkommt. Aber woher kommt der Rausch? Salem Japer sagt: Daher, dass man wieder stolz auf sein Land sein kann. Ahmed Sanalla sagt: Daher, dass die Macht wieder den Leuten gehört. Salwa Bugaigis sagt: Daher, dass man keine Angst mehr haben muss und sagen kann, was man will.

Fragt man den Mann, der spät in der Nacht noch als letzter auf dem Platz sitzt, auf dem Sabel Jaber gesprochen hat, dann überlegt er ein bisschen, schaut so, als ob er die Frage nicht richtig verstanden hat, aber trotzdem eine höfliche Antwort geben will und sagt: "Wissen Sie, ich glaube, wir sind einfach glücklich."

Zwischen den Fronten

21 Tage lang lebten Mohammed Abu S. und seine Angehörigen im Feuer - mitten in der umkämpften Stadt Misurata: Auf der einen Seite schossen die Rebellen, aus der anderen Richtung rückten Gaddafis Soldaten an. Dann kam der Familie die rettende Idee.

Jonathan Stock, Spiegel Online, 20.04.2011

Der schlimmste Moment seines Lebens, sagt Mohammed Abu S., der Moment, den er bis zu seinem Tode nicht vergessen werde, sei der gewesen, als er am vergangenen Donnerstag sein Haus verließ. Bevor er die Türklinke herunterdrückte, drehte er sich noch einmal um. Er sah seine vier Söhne und drei Töchter an, seine Frau, seinen Bruder, seine Schwägerin, die drei Neffen und eine Nichte und schärfte ihnen noch einmal ein, was sie zuvor besprochen

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

hatten: "Wenn einer von uns stirbt", sagte er, "dann lasst ihn liegen. Steigt über ihn hinweg, bleibt nicht stehen." Er war sicher, dass jemand stirbt.

Dann ging er hinaus.

Da lebte Mohammed schon 21 Tage lang im Niemandsland zwischen den Fronten von Misurata, der am heftigsten umkämpften Stadt im Norden Libyens. Seine Familie und die seines Bruders waren die einzigen, die nicht rechtzeitig geflohen waren, als Scharfschützen beider Seiten auf den Hausdächern Stellung bezogen. 50 Meter waren es zu den Soldaten Gaddafis, 150 Meter zu den Rebellen.

16 Zivilisten lebten fortan mitten im Feuer dieses Krieges: "Wir haben jede Waffe gehört", sagt Mohammed, "meine Kinder können sie am Geräusch erkennen." Und dann verschwinden die Lachfalten aus seinem Gesicht, und die freundlichen, braunen Augen werden schmal, er hebt die schweren Arme, und die Muskeln seines Körpers zittern, als er in Erinnerung alles noch einmal durchlebt: die Schläge der Panzerfäuste und der Grad-Raketen, das Pfeifen der Scharfschützengewehre, das Wummern der Mörser, das Krachen der Flak. Die Geschosshülsen landeten oft in seinem Garten im Hinterhof, und Mohammed sammelte sie ein, weil es sonst nicht viel zu tun gab.

Wenn es eine Feuerpause gab, dann stritt er sich mit seinem Bruder. "Sie laden nach", sagte der. "Sie ziehen sich zurück", erwiderte Mohammed. Meistens hatte sein Bruder recht.

Mohammed ist Schlachter von Beruf, so wie es sein Vater und sein Großvater waren. 47 Jahre ist er alt, aber er kann nicht lesen und nicht schreiben. Am liebsten spielt er abends nach dem Gebet mit seinen Freunden Karten. Er interessiert sich nicht für Politik. Er ist in diesen Krieg hineingeraten - ausgerechnet dort, wo die Kämpfe am schlimmsten wüteten: in der Tripolis-Straße, der Hauptstraße der Stadt. Da, wo Gaddafis Soldaten auf die Rebellen trafen.

Es ist eine Gegend mit einem Netz aus Verstecken, Schleichwegen und verbotenen Zonen, in der bis jetzt gekämpft wird. Wer sich dort bewegen will, muss die Linien der Scharfschützen kennen. Man sieht entwurzelte Bäume und durchschlagene Mauern, verbrannte Autos und verdrehte Leichen. Es ist der Ort, an dem sichtbar wird, wozu ein Tyrann fähig ist, der auf die eigenen Menschen schießen lässt.

Und mittendrin leben Menschen, die Besuchern das letzte Brot schenken, das sie auf dem Tisch haben, die einem Bargeld in die Hand drücken, auch wenn sie es hundertmal nötiger hätten. Wenn man Mohammed fragt, wie er die politische Situation einschätzt, dann sagt er: "Wir sind einfache Leute. Wir helfen den Armen. Wir geben denen Essen, die Hunger haben. Wir wünschen allen das Beste. Wir wollen keinen verletzen. Wir sind friedliche Leute. Wir leiden viel."

Damals, als alles begann, am ersten Tag zwischen den Fronten, saß er mit seiner Familie in der Küche. Wenn die Gaddafi-Soldaten schossen, versteckte er sich dort - wenn die Rebellen schossen, im Gästezimmer. So krabbelten er und

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

seine Familie ständig von einem Zimmer ins nächste, hintereinander, in einer langen Karawane.

Die Telefone funktionierten nicht. Sie hatten keinen Strom und kein Wasser. Aber sie hatten Hoffnung. Aus dem batteriegetriebenen Radio klang die Stimme al-Dschasiras, sie machte es ihnen leichter ums Herz. "Hilfe wird kommen", versicherte Mohammed seinen Kindern, "in ein paar Stunden wird Hilfe kommen." Da sollte es noch 20 Tage dauern. Am dritten Tag fingen sie an, Witze zu erzählen, damit die Kinder nicht mehr weinten. Sie schlachteten ein Schaf aus dem Garten. Das Fleisch vergammelte ein paar Tage später, der Kühlschrank funktionierte nicht. Dann aßen sie nur noch Reis, einmal täglich.

Am neunten Tag gingen den Familienvätern die Zigaretten aus. Am zwölften bekam Mohammed Zweifel, ob jemals Hilfe kommen würde. Am fünfzehnten Tag begannen sie einen Tunnel zu graben, aus dem Hof heraus, unter der Mauer hindurch. Sein Bruder Abdullah buddelte mit einer Schaufel ohne Griff, Mohammed und sein Sohn schafften die Erde weg. Nach einem Meter stießen sie auf eine Bodenplatte aus Beton, sie kamen nicht weiter. Jetzt wussten sie, dass sie vorne rausmussten, durch die Tür. Aber da waren die Scharfschützen.

Am 18. Tag kamen Gaddafis Soldaten ins Haus. Es waren drei Männer. Mohammed, ein Mann, der früher ganze Kamele zerlegen und beim Bankdrücken 120 Kilo stemmen konnte, lag nun auf den Knien vor Leuten, die er nicht kannte, und bettelte um das Leben seiner Kinder. Die Soldaten durchsuchten das Haus nach Waffen, fanden nichts, dann gingen sie wieder.

Mohammed bat darum, etwas zu essen kaufen zu dürfen. Sie durften nicht. Am 20. Tag ging ihnen der Reis aus. "Da wussten wir", sagt Mohammed, "es geht nun wirklich um Leben oder Tod." Sein Sohn Mohaned, 19 Jahre alt, Lieblingsfach Physik, hatte eine Idee. Die Schlammspur vor seinem Haus brachte ihn darauf.

Wenn er und die anderen Familienmitglieder dieselbe Farbe hätten wie der Schlamm, überlegte er, und sie sich sehr langsam bewegten, würden die Scharfschützen sie kaum erkennen können. Er sammelte Bettdecken aus dem Obergeschoss und beschmierte sie mit Erde und Staub aus dem Hof. Dann machte er nachts einen Test. Systematisch vorzugehen, das hatte er im Unterricht gelernt. Es könnte klappen, dachte er.

Am 21. Tag, um 2 Uhr morgens, bedeckten die wenigen Wolken nicht den abnehmenden Mond. Es würde schwierig werden. Mohammed stand im Hausflur. Hinter ihm duckten sich zwölf Menschen seiner Familie. Die drei Jüngsten trugen sie. Über den Körpern alte, dreckverschmierte Bettlaken. Mohammed ging als Erster hinaus.

Eine Woche später sitzt Mohammed zwischen den grauen Wänden eines Flüchtlingszimmers in der Vorstadt Misuratas. Die früheren Nachbarn kommen zu Besuch. "Wir dachten, ihr seid tot", sagen sie. Viele weinen, als sie die Geschichte hören. Der einzige Schmuck an der Wand ist ein Stammbaum des Propheten. Die Sonne scheint durch die offene Tür auf Mohammeds kurze weiße Locken. Er verschränkt die Arme, und da sind sie wieder, die Lachfalten um

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

seine braunen Augen. Es gibt nichts im Raum außer ein paar Kissen. Mohammed hat nur noch das, was er am Leibe trägt. Aber er scheint der glücklichste Mensch der Welt zu sein. "Diese Stille", flüstert er, "diese Stille, Alhamdulillah - gelobt sei Gott."

Er sagt es in Misurata, einer Stadt, die seit mehr als 50 Tagen von Gaddafis Truppen beschossen wird und in der man jede Stunde den dumpfen Klang der Explosionen hört.

“Now It’s Turned Out to Be a War”

www.newyorker.com , June 20, 2011

A young man was loitering in the coast street of Latakia, the largest harbor town of Syria, late one night earlier this month. He said he was a biology student, twenty years old. It was already midnight, and he was listening to the noise of heavy gunfire, four streets away. It was coming from Ramel, the poorest quarter of town, near the bus station, as it has every night for the past two months. “These are troublesome times,” he said to me.

“What’s the shooting about?”

“Well,” he said quietly, looking around, “there are different concepts.”

“What kind of concepts?”

“Some say it’s terrorists fighting the Army, others say it’s rebels against the regime.”

“So, what do you believe?”

“I don’t know yet.”

“But it’s just one part of town?”

“No, now it’s all over Syria,” he mumbled. He looked at me with an expression between angst and triumph, then excused himself and headed back into his house—to study, he said, for his biology exam. It was one of many encounters I had with students during a trip to Syria this month. (I entered on a tourist visa; the Assad regime has been keeping journalists out of the country.) In Libya, Egypt, and Tunisia students had been on the forefront of the revolution, shouting “freedom or death.” But in Syria, a country with an imprisoned and scattered opposition, fourteen intelligence services and an Army (so far loyal) consisting of more than half a million men, protesters are more cautious. According to Syrian human-rights observers, more than thirteen hundred civilians and more

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

than three hundred members of the security forces have been killed since March 18th.

Four blocks away, near Yemen Square, it wasn't students who were doing the fighting. Soldiers were piling up sandbags, checking cars, sealing off the inner city. The long beams of their flashlights intermittently revealed the faces of children, hiding behind corners, watching the spectacle. One soldier told a young couple in a car to put their hands up, before forcing them out, as terror suspects.

Roughly a hundred meters behind the sandbags lay more road barriers: overturned trash containers, wheelbarrows, stones. These barricades were not built by soldiers, but by residents, protecting themselves against the Shabihas, or ghosts, as they are called: a militia loyal to the regime. During the dictatorship of Hafez al-Assad, these men were widely viewed as criminals, smugglers, and thieves. Under his son Bashar, they had disappeared. Now they are back in Latakia. The Army let them in to spread terror, to trigger a street war that might serve as a pretext for an incursion by the armed forces.

I spoke to one of the protesters, Ahmad, via Skype—he felt that it was too risky to speak to me in person and, for the same reason, asked me not to use his last name. “In the beginning, everyone was on the street: doctors and engineers, men and women,” he said. “But now, frankly speaking, it's just the angry ones, the unemployed and poor, who have nothing to lose.” Everyone wanted to protest, he told me, but the presence of the Army and Shabiha had persuaded many that it was too dangerous for them. In Ramel, there were Army vehicles standing every fifty meters, each one carrying eight people. “It started as protests—now it's turned out to be a war,” Ahmad said.

“People can watch Al Jazeera, but it's easier to believe what Addounia TV says,” Ahmad told me, referring to the pro-regime TV station owned by one of Assad's cousins. “The truth is too shocking for many.”

In Ramel, near Yemen Square and the Al-Moghraby mosque, young, unarmed men nodded at me, to signal that I should follow them. During the day they had been demonstrating in the street, shouting “Allahu akbar.” It's not forbidden to shout that, but it annoys the regime nevertheless, with its reminder that nobody is greater than God, not even Assad. They were organizing flash protests, a couple of minutes long, holding up posters with slogans like “Bashar leave” just long enough to make a video for YouTube. At night, they try to dodge the Shabiha.

While we were talking, a moped rider came from the west, driving into the roundabout of Yemen Square against the direction of traffic. A middle-aged man with an open white shirt ran after him, stopped, held up a gun, and fired. He missed, and the rider escaped into the night. The few cars still driving began moving faster, as screams echoed through the streets. Five people had been killed by Shabiha on this night alone, Ahmad told me later.

Back in a hotel, the manager drew lines on a small piece of paper, creating a schematic map of the country. He called the protests and fights in his country “the problem.” “These are terrorists coming from the Lebanon,” he said, and drew an arrow from the south. In case that did not explain the whole dimension,

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

he drew other arrows, pointing from Iraq, Turkey, and even from the Mediterranean. The arrows eventually criss-crossed, creating a big star marking Syria itself. “Maybe it comes from within the country, from right here?” I asked. The answer was a silent, frozen smile.

Friday afternoon, the shooting continued. The noise was louder now, suggesting heavier weapons, and smoke was in the air. Nine grey warships were anchored in the harbour, and later I saw three helicopters moving north. “This is Syria, Assad’s Syria,” a policeman told me in the bus station of Latakia, as if he had to convince himself that this was still the case. A moment later, I was sitting in a bus that was moving along Al-Hussaini Street when I saw forty soldiers huddling behind sand barricades to the right, waiting, anxious, in their own city, waging a neighborhood war. Passengers in the bus kept looking straight ahead, and closed the curtains. A conductor came around and served caramel candy. Over the sound of the explosions, music started playing in the bus. Most of my neighbors were sucking their candy while looking at the television, watching a pastel-colored romance about a tough bodyguard and his wife, who’s very concerned about climate change; she somehow gets appointed minister of ecology, setting her up to be targeted by terrorists, from whom he rescues her.

In Damascus, the street cafés were packed with teen-agers drinking iced coffee; I saw one reading “The Devil Wears Prada.” In front of the university, a Kurdish merchant was selling a biography of Che Guevara. Students with fancy tight shirts and loose, dyed hair walked on by. The revolution seemed far away. “Let’s not wait for the future, let’s shape the future” was written on a wall near the canal in big white letters. Beneath it, the name of the author: Bashar Al-Assad.

Jonathan Stock